

**Zeitschrift:** Schweizer Ingenieur und Architekt  
**Herausgeber:** Verlags-AG der akademischen technischen Vereine  
**Band:** 101 (1983)  
**Heft:** 12

**Artikel:** Prägt Bauen die Gesellschaft?  
**Autor:** Burckhardt, Martin Heinrich  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-75100>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 30.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Prägt Bauen die Gesellschaft?

Von Martin Heinrich Burckhardt, Basel

Bei Entgegennahme des Themas für mein Referat war mir noch nicht bewusst, wie weit dieses gespannt werden kann und was es bedeutet, darüber vor einem Publikum, dessen Mehrheit beruflich mit Bauen zu tun hat, sprechen zu dürfen. Meine Ausführungen können keinesfalls mehr liefern als *Blitzlichter*, allerdings aufgenommen vom festen Standpunkt meiner Überzeugung, dass eine gesunde Gesellschaft nur auf der Basis der *Eigenverantwortung des Einzelnen* im Rahmen einer freien Marktwirtschaft fortschreiten kann.

Betrachten wir nun zunächst die Bedeutung des Bauens in der Gesellschaft. Schon die Häufigkeit des Wortes «Bauen» in der Gebrauchssprache setzt den Massstab: Wir bauen auf, ab, ein, um zu. Wir überbauen. Wir bebauen. Des Pfarrers Predigt ist erbaulich. Wir haben eine Baupolizei, ein Baugesetz, eine Bauphysik, eine Bauwirtschaft usw. Wir haben auch eine Baukunst.

Wahrhaftig, das Wort «Bauen» ist wohl eines der am häufigsten gebrauchten überhaupt.

Uns wird bewusst, dass alles gesellschaftliche Leben letztlich – zum mindesten in seiner Diesseitigkeit – auf den beiden Begriffen «Food and Shelter», d.h. *Nahrung und Schutz* basiert, die beide mit dem Bauen zusammenhängen.

Auch das Wort «Bauer» stammt von Bauen ab.

Das Leitmotiv der Tagung heisst: «Wer baut, baut an der Zukunft». Es wird ein Blick in die Zukunft erwartet. Wenn ein solcher Blick gewagt wird, so kann er nur dann zu Erkenntnissen beitragen, wenn er aus Betrachtungen der Vergangenheit erfolgt. Gestatten Sie mir, auf den «Bauern» zurückzukommen. Er ist ein Sohn des Jägers und Sammlers.

Wenn wir der *prähistorischen* Forschung Glauben schenken, gibt es seit Hunderttausenden von Jahren Menschen, die aufrechten Ganges mit selbstgefertigten Waffen Tiere zu töten, zu zerlegen und am Feuer zu braten vermochten und die daneben von den Früchten der pflanzlichen Natur sich nährten, in unschuldiger Harmonie mit dieser Natur, schon damals in einer *Arbeitsteilung*, die dem Mann das Jagen, der Frau das Sammeln der essbaren Pflanzenteile zuteilte.

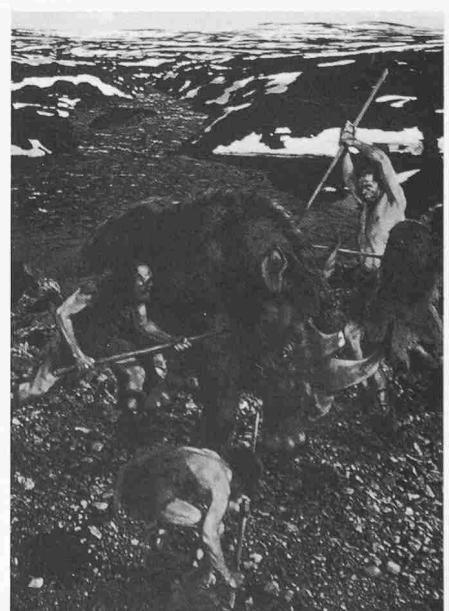
Es gibt eine Theorie, nach der es auf Überlegungen der Frau zurückzuführen sei, dass der Mensch begann, Gräser, deren Samen er im Walde sammelte, um der grösseren Bequemlichkeit und der Erhöhung der Ernte willen anzupflanzen. Ein ungeheuerer Schritt.

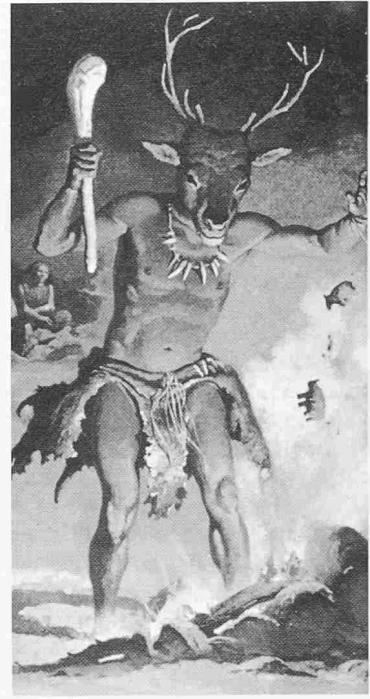
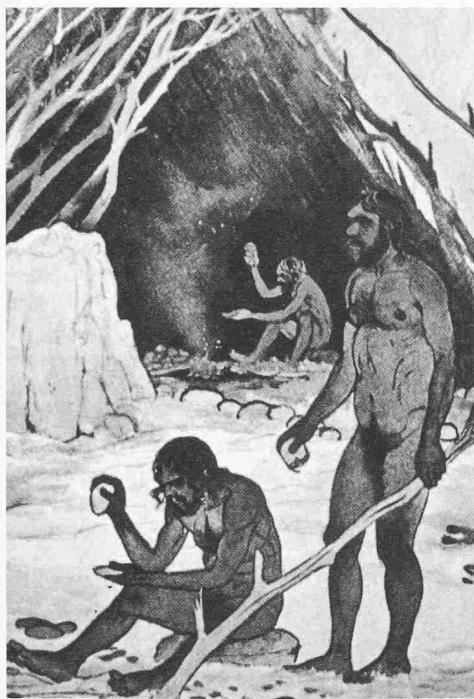
Das *Anpflanzen der Nahrung* hat offenbar den Menschen dazu geführt, seinen

natürlichen «Shelter»«, die Höhle, zu verlassen und sich bei seinen Feldern, die er nur an bestimmten Orten anzulegen vermochte, einen neuen Schutz vor der Unbill der Witterung, d.h. ein Haus, zu erstellen. Der Vorgang des Anbauens von Feldfrüchten hat es dem Menschen erlaubt, seine Nahrung nicht Tag um Tag, nicht kurzfristig neu zu erjagen oder zu sammeln, sondern *langfristig zu lagern*, d.h. vorzusorgen. Ein neues Wort, die Sorge.

Bebautes Feld, gebautes Haus, gelagerte Nahrungsvorräte fingen an, die Bedeutung von *Sicherheit*, auch von *Eigentum*, dessen Verlust Untergang bedeuteten konnte, anzunehmen. Da die Gefährdung dieses Eigentums in allererster Linie von der Natur her, d.h. von Unwetter, Überschwemmung, Feuer, Tiereinbruch und ähnlichem herkam, entstand ein neues, unheimliches Verhältnis zur Natur.

Den Gefahren aus der Natur, deren Quellen unbekannt waren, musste entgegengetreten werden, und da die materiellen Möglichkeiten hierzu bei weitem nicht auszureichen vermochten, begann der Mensch, *höhere Mächte* zu erahnen, welche die Kräfte der Natur beherrschten und die es zu versöhnen oder zu besänftigen galt. In trockenen Worten: Mit seiner Bebauungstechnik begann der Mensch, sich Teile der Natur mit Hilfe seines Verstandes *kreativ zu unterwerfen* und sich damit aus der unschuldigen Harmonie mit dieser Natur zu entfernen. Da seine Kräfte jedoch zu jenen der Natur äusserst gering





blieben, musste er den geistigen oder geistlichen Weg zurück zu dieser Harmonie suchen.

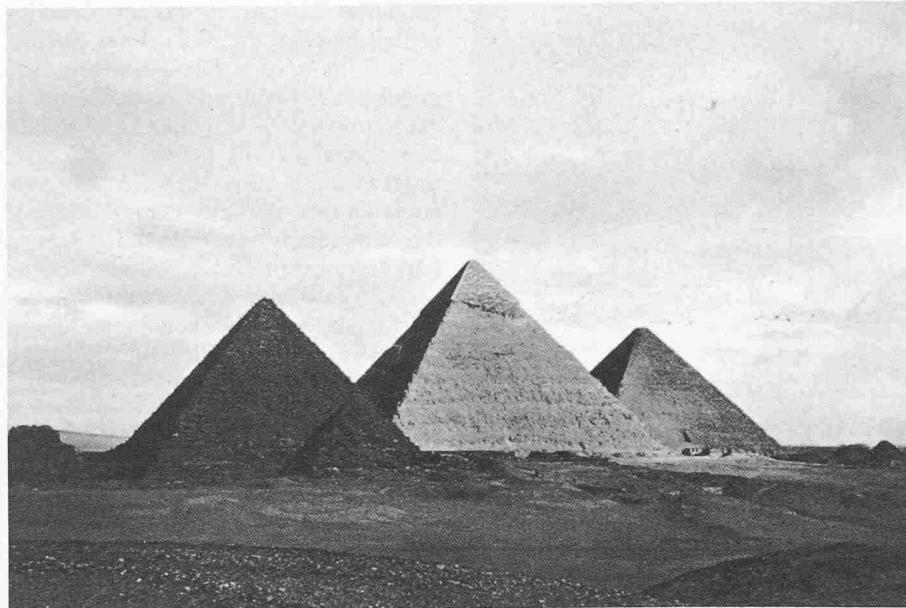
Der Wandel vom unschuldigen Jäger- und Sammlerdasein zur ersten bäuerlichen Kulturstufe des Menschen wird

von den Prähistorikern um 10 000 vor Christi Geburt eingeordnet, d.h. in einen Zeitraum, der - gemessen an einem Menschheitsdasein von über einer Million Jahren und einem Erden-dasein von über vier Milliarden Jahren - äusserst nahe bei uns liegt.

Es ist nötig, an dieser Stelle auf zwei grundsätzlich unterschiedliche Entwicklungen der Gesellschaftsgeschichte hinzuweisen. Jene des *sesshaften Bauern*, der seinen Vorrat hauptsächlich in lagerfähigen Früchten erkannte, und jene des *wandernden Hirten*, d.h. des *Nomaden*, dessen Reichtum in Herden bestand, mit denen er sich von Weidegrund zu Weidegrund bewegte. Die Begriffe «*Sesshaftigkeit*» und «*Nomadentum*» werden uns noch in sehr aktuellem Rahmen beschäftigen müssen. Zunächst sei nur auf den baulich grundsätzlichen Unterschied der beiden Lebensarten hingewiesen: Hier der *feste Bau*, dort das *bewegliche Zelt*; hier die *defensive Mauer*, dort das *aggressive Reittier*. Hier die *langsam fortschreitende Berufsspezialisierung* in dörflichen, später in städtischen Einheiten zusammengefasst, dort auf den *immer weiter ausgreifenden Wegen* nicht mehr nur zum Viehzüchten von Feld zu Feld, sondern auch bald Handel treibend sich von Stadt zu Stadt fortbewegend, in jedem Falle aber immer tiefer in die Probleme der Regelung des Verhältnisses des Menschen zu den die Natur beherrschenden, übernatürlichen, geheimnisvollen, göttlichen Kräften führend.

Aus den gesellschaftlichen Bewegungen, die als Folge der Vertreibung aus dem Paradies und der wachsenden Beherrschung von Raum, Zeit und Natur durch den Menschen entstanden sind, erwuchsen die ersten *Hochkulturen*, jene Ägyptens längs des Nils und jene von Babylon und Ninive längs des Zwei-stromlandes. Dass es möglich geworden ist, solche Hochkulturen durch Jahrtausende zu schaffen, ist wohl auf die naturgegebene Tatsache der Flüsse selbst





zurückzuführen, die den Ackerbau immer wieder neu befruchteten und zu gleich als Transportwege für grosse Warenmenge zur Verfügung standen.

Wie haben die ägyptischen und babylonischen Gesellschaften sich baulich ausgeprägt? Wie sind sie von ihren Bauten geprägt worden? In beiden Fällen zeichnen sich in den Bauten *gesellschaftliche Strukturen* deutlich ab, nämlich die Hierarchie aus der Masse untertäniger Völker über militärische oder bürokratische Stufen bis zum gottähnlichen Staatsoberhaupt. Dieser *weltlichen* Ordnung steht die *geistliche*, der Priester gegenüber, sei es als Stütze, sei es als Rivale. Die Zeugen baulicher Art, die auf uns gekommen sind, geben dieser Gesellschaftsordnung deutlich Ausdruck, z.B. ägyptische Pyramiden, an sich gigantische Grabmäler, welche die den toten Pharaonen in die Ewigkeit mitgegebenen Schätze zu hüten und gleichzeitig die Macht des Überirdischen zu dokumentieren hatten. Allein die Überzeugung des ägyptischen Volkes, wonach es seine vornehmste Aufgabe sei, das jenseitige Leben seines Pharaos in würdiger Weise vorzubereiten, hat das gesellschaftliche Leben prägen müssen.

*Pylonentore* und *Sphinxalleen* waren geeignet, dem Volk, wenn nicht Furcht, so doch Ehrfurcht einzuflößen. Die *Tempel* in ihrer Mächtigkeit der Dimension hatten den Schauer des Gläubigen zu fördern. Jene Gesellschaft selbst – geprägt von weltlicher und geistlicher Aristokratie – liess keine baulichen Reste ihrer Existenz zurück. Ähnliches lehren uns die Reste aus Mesopotamien: gewaltige *Festungswerke*, *Tempel* und *Burg* gleichzeitig. Von der Existenz des Volkes zeugen nur Spuren *künstlicher Bewässerungsbauten*. Auch hier ist das Volk dienende Masse, die Nation

repräsentiert durch weltliche und geistige Führungsschicht. An dieser Stelle mag ein Blick auf die Götterbilder jener grossen Nationen von Interesse sein, die fast immer Mischungen verschiedener Tier- und Menschenleiber sind, seltsamer Ausdruck des Bekennnisses zur eigenen Würde und der gleichzeitigen Furcht vor den Geistern, welche sich in der Natur schrecklich verbargen.

Zwischen den beiden grossen Flussreichen konnten sich kleine, übersichtliche Staaten entwickeln, sesshafte und nomadische:

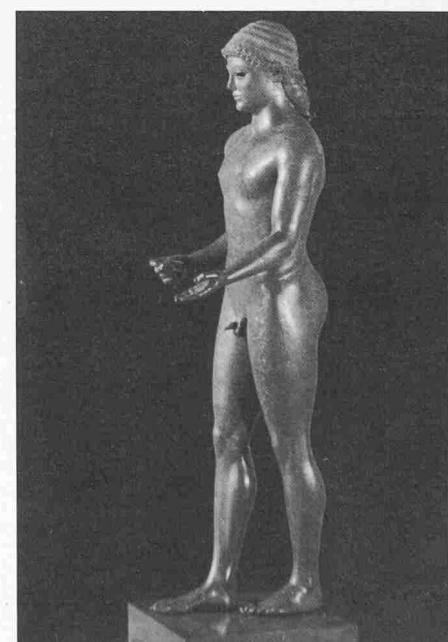
- *phönizische Stadtkultur* mit Handwerk und Handel,
- *jüdische Nomaden* mit hochentwickelter Viehzucht,
- die *Sesshaften*, ihre geistlichen Sorgen den sehr ergebundenen Göttern Baal und Astarte vorlegend,
- die *Nomaden*, in Jehova das Göttliche als übersinnliche Macht erkennend, von der man sich kein Bildnis machen darf und welcher keine andern Götter neben sich duldet.

Diese neue Erkenntnis des *Übermenschlichen* ist von so gewaltiger Kraft, dass das jüdische *Selbstverständnis des auserwählten Volkes* immer wieder epochemachend geworden ist. Es ist, wie kein anderes Volk, weniger vom Bauen als vom *Wort* geprägt worden.

Im 5. vorchristlichen Jahrhundert kam es zwischen der zum grossen Teil semitischen, von Ägypten und Babylon, später von Assur und Persien geprägten Gesellschaft zum politischen Konflikt mit einem Volk, dessen Wesen sich grundsätzlich anders entwickelte, zum Konflikt mit den *Griechen*. Allein der Vergleich der Götterbilder zeigt diesen Unterschied auf. Der Mischung Mensch/Tier der östlichen Welt tritt

die reine *idealisierte Menschengestalt* als *Gottbild* der Griechen entgegen. Die Furcht vor der Natur ist zwar zweifellos noch da, jedoch verbunden mit dem Bewusstsein, dass der menschliche Geist dieser Natur letzten Endes überlegen sei, wenn er nur wolle.

Der *Metopenfries am Parthenon* zeigt in Form des Kampfes zwischen Zentauren und Lapiten, d.h. zwischen *Kreatur* und *Mensch* den Kampf, den dieser gegen niedrigere Instinkte seiner Natürlichkeit ständig führen müsse, um wirklich Mensch und damit den Naturkräften überlegen zu sein. Der Fries zeigt auch auf, dass in diesem Kampf der Mensch nicht immer Sieger bleibt. Wieder stellt sich hier die Frage der gegenseitigen Prägung zwischen einer Gesellschaft und ihren Bauwerken. Die Heimat der Griechen ist – geographisch zwischen Wasser und Land – kleinmassstäblich zerklüftet. Diese geographische Vorga-





be zwang zur männerbildenden *Seefahrt* und erlaubte das überschaubare *Staatswesen*. Diese Umstände erzogen die Gesellschaft zu *republikanischem* und *kritischem Denken*. Am Beispiel des *Parthenon* lässt sich dieser grandiose Schritt der Freiheit am besten ablesen. Er ist in der Folge der griechischen Siege über die Perser möglich geworden. Wie alle griechischen Tempel will er nicht durch Dimension, sondern durch *Proportion* wirken. Er stellt sich dem Chaos der lebenspendenden, aber gleichzeitig zu fürchtenden Natur als gemessene menschliche Kreation höchster geistiger Disziplin gegenüber.

Dieser *Wille zur Ordnung* stellt sich nach aussen, d.h. extrovertiert und selbstbewusst dar. Das Heiligtum im Innern bleibt dem gewöhnlichen Sterblichen unsichtbar.

Nicht unwesentlich mag auch hier sein, dass die Athener, vor die Wahl gestellt, ob sie *Poseidon*, auf dessen Rücken sie ihren seefahrenden Handel betrieben, oder *Athene*, die wir als Hüterin der Logik empfinden dürfen, zur obersten Gottheit ihrer Gesellschaft machen sollten, die letzte wählten und *Athen* damit zur Mutter abendländischen Geisteslebens machten.

Von den griechischen Städten liegen uns bessere Kenntnisse vor als von den nahöstlichen. Sie zeigen, dass zwischen Tempel, Marktplatz und Schule die Stadt sich bürgerlich gleichartig ausgedehnt hat, ohne wesentliche soziale Unterschiede aufzudecken, sehen wir ab von den Sklaven und den unterworfenen Völkern. Trotzdem steht außer Zweifel, dass sich ein *Patriarchat* dem gleich freien, aber als weniger edel empfundenen gewöhnlichen Volk gegenübergestellt sah.

Von den Griechen ging die Aufgabe schöpferischer *Gesellschaftsbildung* an Rom über, dessen ursprüngliche Stadtstruktur jener der griechischen nicht unähnlich gewesen ist, mit dem ausschlaggebenden Unterschied, dass der Römer nicht zum Meer, sondern zum *Land* hin orientiert war. Der unbändige Wille der römischen Oberschicht zur *Reichsbildung*, d.h. zur Unterwerfung benachbarter Völker, kann nicht nur mit Geldgier erklärt werden. Es würde auch zu weit führen, sich an diesem Ort mit einer solchen Frage auseinanderzusetzen. Wichtig für uns ist hier, dass das lebensnahe Porträt in Rom der wichtigste Zweig überliefelter Kunst ist, Zeuge, dass nicht mehr der Mensch als Spezies, sondern der *Mensch als Ich*, als Ego allein, mächtig genug war, sich den natürlichen Gegebenheiten entgegenzustellen.

Baulich muss Rom als eigentlicher *Gründer des Tiefbaus* gewertet werden. Mit Hilfe von *Strassen*, *Brücken*, *Viadukten* und mit schnell aufgeworfenen *Feldbefestigungen*, später im *Hochbau* auch mit grossen *Magazinen* und *Markthallen*, hat Rom sein Reich geschaffen und auch über Jahrhunderte gehalten.

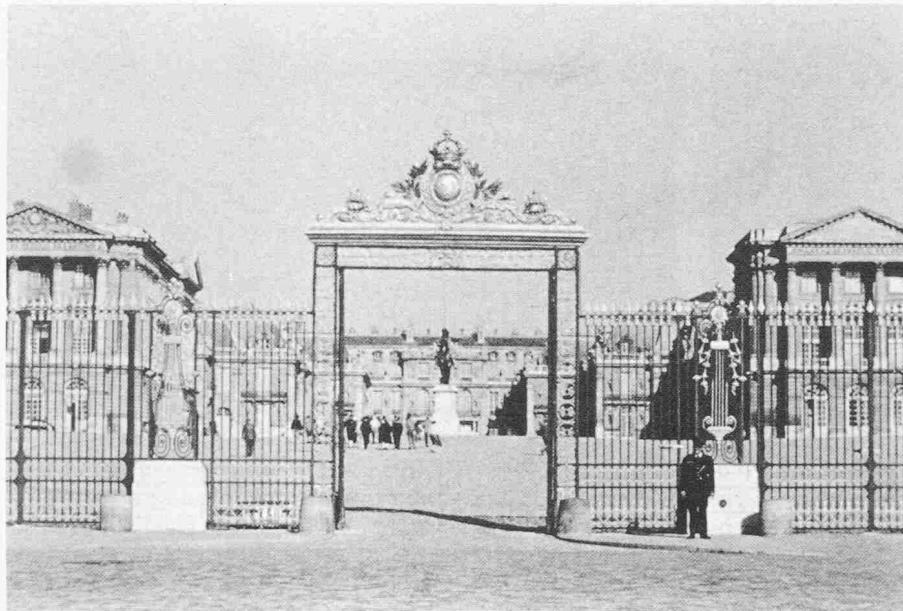
Die Gesellschaft, die durch diese Bauten eindeutig geprägt wurde, war international. Jede Stadt, ob in Italien oder in der Kolonie, ob in Ost oder West, wies ihr *Amphitheater*, ihre *Thermen* und die Vielzahl ihrer unterschiedlichen Göttern geweihten *Tempel* auf. Fast jede Stadt war in ihrem Grundriss dem ursprünglichen *Legionslagerbau* gleich oder doch ähnlich. Eine sehr *dieseitige Gesellschaft*, von praktischen Managern geführt und in einen strikt organisierten Bürokratismus eingespannt, so kommt uns die römische Gesellschaft vor. An ihrem Ende steht ein

bauliches Dokument, das uns das Gegeiteil beweist: die *Kuppel des christlichen Gotteshauses*. Die diesseitige, auf griechischer Logik und römischem Organisationstalent aufbauende, offizielle Gesellschaft wurde Schritt für Schritt unterwandert von den Anhängern eines Gottes, der aus dem jüdischen, d.h. nomadisch zu verstehenden *Jehova* hervorgegangen, durch seinen *Messias* Mensch geworden war. Es ist uns als betrachtende Nachkommen verständlich, dass diese Unterwanderung die Lehre dieses Messias nicht rein weitertragen konnte, sondern lediglich eine Vermischung mit überkommenen geistigen Kräften hervorrief, die immerhin so weit ging, dass das antike Götterwesen (- extrovertiert und sinnlich wahrnehmbar -) ersetzt wurde durch den einzigen Gott, der nach damaligem Glauben zur Introvertiertheit aufrief. War der heidnische Tempel nach aussen wirkendes Symbol menschlicher Gottähnlichkeit, so ist die Kuppel nach innen gekehrt, der Erkenntnis folgend, es sei das Götliche nicht in der Natur, sondern in der menschlichen Seele zu suchen.

Das römische Reich ist vor allem an zwei Dingen zugrunde gegangen: am Ansturm seiner äusserlichen Feinde und an der Erfüllung der Aufgabe, der abendländischen Gesellschaft zur Erkenntnis ihrer innerlichen Verantwortung zu verhelfen.

Betrachten wir nun kurz unsere eigene Geschichte: Selbst im Wirrwarr der Völkerwanderungen und des frühen Mittelalters lassen sich die gesellschaftlichen Strukturen jener Zeit erkennen. Sie sind zum mindesten bis ins letzte Jahrhundert die gleichen geblieben. In der Mitte das Volk als Bauern oder Handwerker, mehr und mehr beherrscht von einem kriegerischen Adel einerseits und erzogen von einer aus den Kokons der Klöster langsam heraustretenden, immer mächtiger werdenden Kirche. Armselig genug ist das bauliche Prägen der damaligen abendländischen Gesellschaft gewesen bis zu jenem Moment, als im Jahre 739 *Karl Martell* die vordringenden Mohammediäner bei *Poitier* vernichtend schlagen konnte und seine Nachkommen ein neues fränkisches Reich aufzubauen vermochten, das durch die Kaiserkrönung *Karls des Grossen* im Jahre 800 in Rom zum Neuaufbau einer europäischen Gesellschaft legitimiert wurde.

Im *Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation* haben sich Adel und Geistlichkeit zu mächtigen Gesellschaftsteilen zu entwickeln vermocht. Sie haben ihrem Zeitalter mit immer grossartiger werdenden Bauwerken die Prägung gegeben. Das Volk hat an die-



sen Entwicklungen nur in dienender Funktion teilgenommen. Erst der aus dem Streit zwischen Kaiser und Papst begründbare Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation hat die Stadt – erneut als republikanisches Gebilde athenischer Art – hervorgebracht und im Spiel der politischen Mächte mitwirken lassen. Der Einbruch von *Renaissance* und *Reformation*, beides letztlich Erscheinungen demokratischer Zielsetzung, haben den Niedergang des alten Europa eingeleitet. Wohl hat sich das Fürstentum noch einmal zu absolutem Machtanspruch, die katholische Kirche zum Zentrum der Christenheit zu gestalten vermocht, die wiedererweckten Kräfte des kritischen, objektiven Denkens waren nicht mehr aufzuhalten. Es ist nicht ohne Interesse festzustellen, dass *Ludwig XIV.* als *Sonnenkönig* sein *Versailles* als Zentrum seiner Welt, d.h. als Sitz der Sonne, deren Strahlen bis an die Grenzen seines Reiches führen sollten, gestaltet hat, basierend auf der neuesten astronomischen Erkenntnis, dass nicht die Erde, sondern die Sonne das Zentrum des Weltalls sei. Auch die Kirche hat das zum Pilgerort gewordene Rom nach astronomischen Gesetzen neu geplant, mit dem Petersdom als Sonne und den andern grossen Pilgerkirchen als deren Planeten. Wohl haben Staat und Kirche bis ins Ende des 18. Jahrhunderts nach den Vorbildern *Versailles* und *Rom* ihre Anlagen auf das prächtigste ausgestaltet, in der Hoffnung, damit die ihnen untertane Gesellschaft in ihrem Sinne zu prägen. Der in den Städten betretene Weg zur Freiheit des Denkens führte in eine andere Richtung. Für das, was *Galilei*, *Newton*, *Descartes*, *Euler* und andere, basierend auf humanistischer Tradition, auf dem Gebiete der Mathematik erkannt haben, näm-

lich die Möglichkeit der *Beherrschung der Natur durch exakte Wissenschaft*, machten Philosophen wie *Voltaire* und *Kant* den geistigen Weg frei.

Der Anfang des auf wissenschaftlichen Grundlagen aufbauenden gesellschaftlichen Lebens war gemacht. Äusserlich wurde dies dokumentiert durch die *Französische Revolution*, in Tat und Wahrheit vollzogen durch die *Nutzung der neu entdeckten Naturkräfte im Wirtschaftsleben*. Vom Feuer zum Dampfkessel, von der Windmühle zum Motor, vom Mühlrad zum Kraftwerk, vom Handwerk zum laufenden Band, von der Postkutsche zur Eisenbahn, vom Maultier zum Auto, vom Segelschiff zum Flugzeug, vom Holzofen zum Erdöl, vom Medizinmann zur Intensivstation, vom Flaschenzug zum Hebwerk, vom Stehpult zur EDV, vom hinkenden Boten zur Satellitentelevision, von der Stadt zur Agglomeration, vom Dorf zur

Satellitensiedlung, vom Kontor zum Wolkenkratzer.

Der Betrachter sieht deutlich, dass mit der wirtschaftlichen Nutzung der exakten Naturwissenschaft eine Entwicklung eingeleitet worden ist, die gänzlich neue Massstäbe und damit *neue Gesellschaftsformen* mit ständig wachsender Geschwindigkeit bilden kann. Diese Gesellschaftsformen drücken sich immer neu in Bauwerken aus, deren Gestalt das Volk immer wieder neu prägt. In Kürze lässt sich der Vorgang fast symbolisch wie folgt darstellen: Aus der hinter Mauern gegenüber der Außenwelt abgeschlossenen Stadt bricht die Agglomeration über die Natur herein. Das Dorf wird zum Vorort, der Bauernhof zur Naherholungsregion. Wahrhaftig, der Mensch hat sich in den letzten zwölftausend Jahren die Erde unterworfen. Ist er nun zum Krebsübel oder nur zum Zauberlehrling geworden?





Darüber mögen sich andere streiten. Für mich steht fest, dass er *Mensch geblieben* ist, infolgedessen in der Lage, in eigener Verantwortung *objektiv* dafür zu sorgen, dass die feststellbaren Mängel der Entwicklung mit geeigneten Mitteln behoben werden. So kann er erkennen, dass *Wachstum nicht nur ein quantitativer, rechnerischer, sondern auch ein qualitativer, empfindbarer Begriff ist*. Da die Grenzen materiellen Wachstums absehbar sind, müssen wir unsere kreativen Kräfte vermehrt der *Verbesserung vorhandener Zustände* und der *Ausmerzung von Fehlern* widmen.

Unser Charakter liegt in der Spannung zwischen unseren Verstandes- und unseren Gemütskräften. Soll die Zukunft positiv weiterentwickelt werden, so müssen sich diese beiden Kräfte ergänzen und die Waage halten. Überwiegt der Verstand, entsteht *Brutalität*, überwiegt das Gemüt, entsteht *Sentimentalität*. Beide Extreme drücken sich in Bauten negativ aus.

Es gibt zahlreiche Gebiete des Bauwesens, die Aufgaben der *Qualitätsverbesserung* stellen, wie z.B. Sanierung von

Ortskernen, (von Touristenzentren) und von industriellen Anlagen, um nur einige zu nennen. Um hier der allfälligen Forderung nach einer handfesten Anregung gerecht zu werden, in welcher Form die Bauwirtschaft einen Beitrag zur qualitativen Verbesserung des gesellschaftlichen Lebens leisten kann, stelle ich das folgende Beispiel zur Diskussion:

Das Bauwerk, das die moderne Gesellschaft am deutlichsten neu geprägt hat, ist die *Strasse*. War das Reisen von Ort zu Ort früher für Herrn Jedermann beschwerlich und langsam, wenn überhaupt erschwinglich, so ist es heute zur Selbstverständlichkeit geworden. Der moderne Mensch ist zu einer Art *sesshafter Nomade* geworden, der seine Arbeits- und Erholungskreise nach freier Wahl weit zu spannen vermag. Das Bedürfnis, aus dem Wohnbereich, der in seiner baulichen Form auf dem Prinzip der Sesshaftigkeit beruht, auszubrechen und einen möglichst hohen Grad von Freizügigkeit zu gewinnen, ohne allerdings auf die Sicherheit des Sesshaften zu verzichten, hat nicht nur gewaltige *Verkehrsbauten* mit sich gebracht, sondern auch die Gesellschaft

*babylonisch durcheinandergewürfelt*. Im besonderen aber hat diese *Freizügigkeit* in ihren Ziel- und Quellgebieten zu Problemen der *Überlastung städtischer Wohnfreiräume* durch den sogenannten *ruhenden Verkehr* geführt, dergestalt den Lebensraum der Sesshaftigkeit beunruhigend. Es gibt Theorien, die dieser Beunruhigung mit Verboten zu Leibe rücken wollen. Die *Autos als rollende Hütten* sollen nicht mehr in diese Ziel- und Quellgebiete einfahren dürfen; dann werde das Übel sich von selbst beheben. Es ist schwer, an diese Theorie zu glauben, sowohl aus gesellschaftlicher als aus wirtschaftlicher Sicht. Denn es ist unmöglich oder zum mindesten nicht vernünftig, dem Volk gewaltige Träger des rollenden Verkehrs anzubieten und ihm jene für den ruhenden Verkehr vorzuenthalten. Entgegen der Tendenz, alle jene zu verteufern, die in der Nähe der gesellschaftlich und wirtschaftlich so wichtigen Stadtzentren Abstellplätze für den ruhenden Verkehr schaffen, glaube ich, dass es für diese Städte vital ist, *dem ruhenden Verkehr Raum in grossem Ausmass anzubieten* und ihn vor allem aus den Strassenräumen zu entfernen. Sind die Anlagen für den rollenden Verkehr



aus Spezialsteuern, -zöllen oder -gebühren finanziert werden, so scheint es doch auch möglich, die gleiche Finanzierung für die Anlagen des ruhenden Verkehrs aufzubauen.

Wer in dieser Richtung einen Beitrag leisten kann zum Aufzeigen realistischer und begehbarer Wege, der baut in positiver Weise an der Zukunft, vor allem wenn er es aus dem Bewusstsein tut, dass er es nicht nur um seines eigenen Nutzens willen tun soll, sondern auch aus Respekt vor der Umwelt, d.h. der Natur, die immer eine Schöpfung bleibt, in der wir nur Gast sind. Aus dieser Erkenntnis ist jeder, der mit Bauen zu tun hat, verpflichtet, bauliche Anlagen, die er in die Natur stellt, so zu gestalten, dass sie diese Natur nicht stören. Damit leistet er einen Beitrag zur glücklichen Pragung der Gesellschaft.

Adresse des Verfassers: Prof. M.H. Burckhardt, dipl. Ing., Burckhardt & Partner AG, Peter Merian-Str. 34, 4002 Basel.

Vortrag, gehalten am 2. Febr. an der Leitung der Swissbau «Wer baut, baut an der Zukunft».

